



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Essays

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Weltgeheimnis lösen will? Charakteristisch für den Helden ist es, daß uns weder seine Neue noch seine Rückkehr zu Nautendelein nahe geht, der Höhepunkt der Dichtung liegt in dem zweiten und dritten Akt, wo uns volles, warmes Leben umspielt und die Kraft in der Beschränkung wirkt, die Gerhart Hauptmanns beste Eigentümlichkeit ist. An Einzelschönheiten ist die „Versunkne Glocke“ reich, aber schließlich doch nicht reicher als zahlreiche, längst für „überwunden“ erklärte romantische Dichtungen vergangner Tage, vor denen sie höchstens die feste Beherrschung der Szene voraus hat.

Doch auf eine Würdigung dieser Einzelheiten, auf eine abschließende Studie über das Werk, auf Erörterung der Härten, ja Roheiten, die neben den Schönheiten zu Tage treten, ist es hier nicht abgesehen. Hier fragt es sich lediglich, ob eine Dichtung wie die „Versunkne Glocke“ ein Recht hat, als eine für alle Zukunft maßgebende Wunderoffenbarung des Genius verkündet zu werden, ob das deutsche Volk seiner Litteratur gegenüber so gefühllos und urteilslos geworden ist, daß es in der Hand einer kleinen Sippe von „Machern“ liegt, nach Belieben die Werte umzuwerten, Gold für Blei, ein Gemisch von Edelmetall und geringer Zuthat für wertvoller als Gold zu erklären. Wie weit sich Gerhart Hauptmanns Entwicklung noch erstrecken wird, soll niemand voreilig bestimmen; immerhin verspricht der eine Entwicklung, der von dem Drama „Vor Sonnenaufgang“ bis zur „Versunkenen Glocke“ gelangt ist. Und auch das soll als löblich hervorgehoben werden, daß, während bei den ersten naturalistischen Anläufen des Dichters Goethe und Schiller als leblose akademische Gesellen weit übertroffen hießen, sie diesmal als Taufzeugen des Genius angerufen werden. Nur sei bescheiden bemerkt, daß, so unzweifelhaft „Werther“ und die „Räuber“ geniale Werke sind, wir in ihren Dichtern weder die hohen Genien, noch die führenden Heroen unsrer Litteratur verehren würden, wenn Goethe nur den „Werther“ und Schiller nur die „Räuber“ geschrieben hätte.



Essays



ine gutgeschriebne, allgemeinverständliche Abhandlung über einen wissenschaftlichen Gegenstand nannte man schon vor Jahrhunderten in Frankreich *essai*, in Italien *saggio*, etwas später kam diese Form litterarischer Mitteilung als *essay* in England auf, und von da erst haben wir vor etwa dreißig Jahren nicht sowohl die Sache nach ihrem vollen Werte, als vielmehr den Ausdruck *Essays* bekommen. In England ist nämlich diese Art der Schriftstellerei zur höchsten

Vollkommenheit gebracht worden. Es giebt dort viele persönlich geistreiche Männer, die zugleich wissenschaftliche Kenner ihres Gegenstandes sind, und die sich nur in dieser Form einer an das große gebildete Publikum gerichteten Mitteilung zu äußern pflegen. Bei uns sind Essayisten dieses Ranges sehr selten — Gustav Freytag und Niehl waren solche —, statt dessen nennen die Fachgelehrten manchmal das, was sie nebenbei für ein größeres Publikum schreiben, Essay; sie sehen es aber vielfach selbst als etwas geringeres an im Verhältnis zu ihren Fachwerken, und dieselbe Vorstellung hat wohl gewöhnlich auch das Publikum. So kann es bei uns kommen, daß es ein namhafter Historiker förmlich übel nimmt, wenn er als Essayist bezeichnet wird. Diesem Umstande verdanken wir einen Band: *Geschichtliche Bilder und Skizzen* von R. Th. Heigel (München, Lehmann), in dessen Vorwort uns der bekannte Historiker mitteilt, ein weniger wohlwollender als witziger Berichterstatter auf einer der letzten Historikerversammlungen hätte ihn als den bekannten Essayisten vorgestellt und ihm gewiß nichts freundliches damit sagen wollen. Er selbst halte aber den Essay für etwas recht schönes, und neben den erforderlichen Formvorzügen, die er erstrebe, könne er außerdem selbständige Forschung verbürgen, und seine Leser dürften überzeugt sein, daß er sich nicht nur auf die Zifselirung beschränkt, sondern auch das Material selbst geschürft habe und wenigstens in den meisten Stücken wesentlich neues bieten könne. Das soll also der Inhalt dieses Bandes bekräftigen, und darnach hätten wir jenem Berichterstatter dankbar zu sein, ohne dessen Bosheit das Buch vielleicht nicht so schnell fertig geworden wäre.

Für unsern Geschmack ist zunächst der Inhalt des Bandes zu mannichfaltig. Hervorragende Künstler können es sich erlauben, weit abliegende Gegenstände in kleinen Ausschnitten zu zeigen, sie werden damit interessiren und in dem Leser den Wunsch nach mehr erwecken. Übrigens wird jeder im Interesse seiner Belehrung gewiß eine Sammlung von Essays vorziehen, die dem Stoffe nach enger zusammenhängen, als diese sechzehn, die nur zum Teil durch Beziehungen auf München oder auf die bairische Geschichte zusammengehalten werden. Sodann finden wir es für „Essays“ entschieden unkünstlerisch, wenn die zufällige Form der ersten Erscheinung, ob Vortrag, ob Rezension, ob Gutachten oder was sonst, woran der Leser nicht das mindeste Interesse hat, bei der Sammlung beibehalten wird und auf diese Weise ein buntscheckiges Durcheinander entsteht. Und wenn jemand in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung ein paar Novitäten bespricht und die Verleger ihm gütigst den Wiederabdruck gestatten, so wird daraus nach unsrer Auffassung auch noch nicht jedesmal ein Essay. So geht z. B. „Die deutsche Politik während des Krimkrieges“ in der Sache lange nicht tief genug und hat doch auch als schöngeistige Unterhaltung gar keinen Wert oder Reiz. Der Verfasser hat ferner nach dem Vorwort einen hohen Begriff von der formellen Eigenschaft eines

richtigen Essays, zerstört uns aber tatsächlich die Freude am Genuß seines Kunstwerks dadurch, daß er sich gern als „Dilettant“ in dem betreffenden Gegenstande bezeichnet und dann einem sogenannten Fachmann das Wort giebt. Lese ich denn aber dazu Heigels Aufsatz über den französischen Historiker Taine, um plötzlich bei der Erwähnung eines philosophischen Buches zu hören: „Ich selbst habe dieses Werk als Dilettant in diesen Disziplinen gelesen, würde daher wie ein Dilettant darüber urteilen. Ein Berufner sagt von diesem Werke usw.“ Und nun wird das Urteil eines Professors der Philosophie angeführt. Ist denn jeder, der dem Fache, in dem ein Werk geschrieben ist, angehört, darum schon ein Berufner? Und kauft man sich dazu ein Buch von Heigel, um anstatt seiner an entscheidenden Stellen solche „Berufne“ zu hören, und hätte er sich selbst nicht eher soweit über den Gegenstand unterrichten müssen, daß er sich in einem „gemeinverständlichen“ Buche einwandfrei darüber aussprechen konnte, oder aber, wenn er daran verzweifelte, den Gegenstand besser ganz aus seinen Essays wegließ? In dem Aufsatz „Die französische Revolution und die bildende Kunst“ bekommen wir diesem Grundsatz zuliebe ellenlange Zitate aus bekannten kunstgeschichtlichen Büchern zu lesen (Falke und Julius Meyer), an die wir uns ja dann, wenn wir konsequent sein wollten, ganz allein mit Umgehung des Essayisten halten können. Eine gutgeschriebene Abhandlung muß eine viel größere Stileinheit haben, als daß sie solches Zusammenstoppeln vertrüge. Meint aber ein Schriftsteller dadurch an Vertrauen bei seinen Lesern zu gewinnen, daß er sich aller Augenblicke als „nicht zuständig“ bekennt (der Verfasser macht bei dem Aufsatz „Ein Reich — ein Recht“ sogar den Juristen zu Ehren ausdrücklich auf das „dilettantische Gepräge der Arbeit“ aufmerksam), so ist das entweder falsche Bescheidenheit oder unrichtige Rechnung. Alle diese Dissonanzen und Zufälligkeiten, die die Art des Arbeitens mit sich bringt, müssen in dem Endergebnis, wenn es sich mit dem Namen Essay schmücken will, überwunden sein. Der Leser darf nur den Gegenstand, und was etwa diesen heben kann, zu fühlen bekommen. Treitschkes kleine Abhandlungen sind so vollendet in der Form wie seine Bücher. Unter denen Heigels ist keine einzige, die wir in der Form als ein kleines Kunstwerk bezeichnen könnten. Essays in dem Sinne, wie wir den Ausdruck verstehen, sind sie alle mit einander nicht.

Was die Sache betrifft, so kann bei der großen Kürze der einzelnen Aufsätze wohl nur schwer ein tieferes Interesse geweckt werden. „Ein deutscher Bericht über den Hof Peter(s!) des Großen,“ „Die Wittelsbacher Hausunion von 1724,“ „Der angebliche Mannheimer Verrat von 1791“ usw. sind zu kleine Abschnitte, die in dieser Beschränkung auch bei tieferer „Schürfung“ vielleicht keinen größern Ertrag gegeben hätten. Andres ist in dieser Vereinzelung wertlos, wie die wenig interessanten „Erinnerungen eines alten Soldaten von 1809 bis 1815,“ oder paßt nicht hierher, wie „Archivwesen

und Geschichtsforschung.“ Das interessanteste Stück schien uns dem Titel nach „Der geweihte Degen des Marschalls Daun“ zu sein. Die Ultramontanen bestreiten bekanntlich, daß Klemens XIII. nach der Schlacht bei Hochkirch den Degen verliehen habe, und halten das Ganze für eine Erfindung des Königs. Aber der König war fest davon wie von einer Thatsache überzeugt. Der Verfasser erzählt uns alles einzelne recht hübsch; wenn er das nun aber eine „Untersuchung“ nennt und nachträglich von einem „Ergebnis“ spricht und die fragliche Ansicht als „Fabel“ bezeichnet, so müssen wir dazu, ohne Historiker zu sein, doch unsre bescheidenen Fragezeichen setzen. Die Entscheidung soll nämlich abhängen von einer vertraulichen Erklärung des Nuntius in Warschau an den preußischen Gesandten aus dem Jahre 1764, die neuerdings bekannt geworden ist. Der Nuntius erklärt, die Sache sei erfunden, und sein Herr bedaure, daß die Meinung aufgekommen sei. Der König hat ihm nicht geglaubt, der erste Herausgeber des Altentstücks ebensowenig. Dagegen sagt Heigel: „Solange dafür nicht ein ausreichender Gegenbeweis geführt werden kann, ziemt es sich, dem Worte des Papstes zu glauben.“ Da thun wir allerdings besser, wir schweigen still.

Studien und Kritiken heißt ein fein geschriebenes Buch von Alfred von Berger (Wien, Litterarische Gesellschaft). Es enthält größere und kleinere Aufsätze, die sich alle auf das Dramatische in der Litteratur und auf der Bühne beziehen, weil diesem das Interesse des Verfassers vorzugsweise zugewandt ist. Uns hat besonders eine Abhandlung über Dante gefallen, weil sie das, was einem Leser, der nicht Kenner sein will, eigentümlich erscheint und Bewunderung abnötigt, in ganz ausgezeichnete Weise darlegt. Ungewöhnlich und geistreich ist auch, was der Verfasser über Shakespeare sagt. Zutreffend ist z. B., was von den Shakespearepsychologen gewöhnlich übersehen wird, daß das Überzeugende bei ihm nicht sowohl auf der Kenntnis der menschlichen Seele oder der äußern Welt beruhe, als auf der meisterhaften Darstellung, also der Kenntnis des Bühnenwesens. Hübsch ist seine Charakterisirung des „jungen Engländer“, aus der er über Shakespeares persönliche Art Aufschlüsse zu gewinnen sucht; seine Auffassung erinnert oft an Kümelin, den wir für den originellsten unter den ältern deutschen Shakespeareerklärern halten. Sehr geschmackvoll ist ferner eine Betrachtung über das Drama des Aeschylus und originell eine Beurteilung Schillers im Vergleiche mit Otto Ludwig. Aber das Buch enthält noch viel mehr, und in jedem kleinen Beitrage stecken einige nette Beobachtungen. Der Verfasser ist ein vornehmer und geistvoller Unterhalter, aber in den Kreisen, für die er zunächst schreibt, liebt man es wahrscheinlich nicht, lange bei einem Gegenstande festgehalten zu werden. Ihm würden wir es schon zutrauen, daß er ein ganzes Buch über Dante und Shakespeare hätte schreiben können, aus dem wir noch sehr viel mehr hübsches gelernt hätten, und das wäre mehr nach unserm Sinne gewesen als dieses Vielerlei. Aber

dem Zwecke gegenüber, den er im Auge hatte, müssen wir zugeben: alles ist fein überlegt und vorzüglich ausgedrückt. Man fühlt sich wie in einer edeln Umgebung. Wir hätten gern mehr solche Bücher.

Runo Fischers Art, über einzelne Schriften Shakespeares und Goethes in gutgeschriebnen kleinen Bänden zu sprechen, ist bekannt. Uns liegt ein Bändchen über Hamlet vor (Heidelberg, Winter). Der Verfasser beurteilt die frühern Auslegungen, giebt ihre Abwege an und entwickelt seine Auffassung. Man liest bei ihm immer angenehm und lernt auch etwas. Übrigens ist Deutschland nicht nur Hamlet, wie es im Eingang des bekannten Freiligrathschen Gedichts heißt, sondern es schreibt vor allem über Hamlet und wird auch wohl darüber schreiben, so lange es noch Feder und Tinte zu kaufen giebt. Berger, der in seinem Buche ebenfalls zwei Aufsätze über Hamlet hat, sagt über ihn: „Bei einem lebendigen Kunstwerke giebt es keine ausschließlich richtige authentische Auslegung. Streng eindeutig ist nur ein mathematischer Lehrsatz.“ Ob das für jedes „lebendige“ Kunstwerk zutrifft, ist uns fraglich, aber in Bezug auf den Hamlet ist es sicher richtig, und wir meinen, daß sich das heutige gebildete Publikum solche Dinge lieber in dem Tone Bergers vortragen läßt. Bei Fischer spürt es öfter, als ihm behaglich ist, jene Strenge, die von der „Eindeutigkeit“ kommt.

Fischer erwähnt auch Bacon, über den er, wie man weiß, sich eingehend ausgesprochen hat. Das bestimmte Wort des angesehenen Mannes wird gut thun. Wir persönlich möchten hier nicht die „Baconfrage“ streifen, da wir sie für uns längst abgethan haben und nicht einmal — historisch — zugeben können, daß die bekannte Theorie mit besonderm Scharfsinn eingeführt worden sei. Uns liegt eine neuere Beurteilung vor von einem Fachmanne: Der Bacon-Bacillus von S. Schipper (Wien und Leipzig, Braumüller), kurz, klar, gründlich, überzeugend. Nur eins haben wir vermißt: das Lachen des Humors. Wer polemisiert, darf sich nicht ärgern, vollends wenn er so unangreifbar dasteht, wie ein bewährter Gelehrter auf seinem Gebiete. Der Leser, auf den so etwas wirken soll, will vor allen Dingen ein gewisses geistiges Vergnügen dabei haben, und Witz ist auch ein ganz besondrer Saft. Ist denn z. B. der Titel so originell, daß er die lange Bemerkung über die Priorität des „Bacon-Bacillus“ S. 6 aushält? „So etwas sage ich täglich dreimal, pflegt ein wirklich geistreicher Mensch zu sagen, und wers brauchen kann, mag es nehmen.“

Wie ein guter deutscher Essay sein soll, und was er leisten kann, zeigt ein Buch, das uns gerade zu rechter Zeit noch zuletzt ein glücklicher Zufall auf den Tisch legte: Essays von Otto Gildemeister. Herausgegeben von Freunden, erster Band (Berlin, Herz). Fragen des Lebens, die jeden interessieren, scheinbar ganz gewöhnliche Dinge, werden hier in überraschend interessanter Weise an uns vorübergeführt, weil der Verfasser, was Schopen-

hauer von dem guten Schriftsteller fordert, „mit gewöhnlichen Worten ungewöhnliche Dinge“ sagt, das heißt: in einer einfachen, sicher ihren Gegenstand treffenden Sprache eigne und neue Auffassung giebt. „Vom Reichtum“ ist schon oft geschrieben worden, aber wie anziehend schildert hier ein welt-erfahrener Mann, woher es kommt, daß man heute wirklich für Geld alles Vorhandne auch haben kann, während in frühern Zeiten die Güter nicht ausgenutzt werden konnten! Dabei bekommt man als Zugabe eine feine Psychologie des Geizes (ein Sieg des Gedankens über die Sinnlichkeit), und die herkömmliche Ehrfurcht vor dem Reichtum wird durch ein köstliches kleines Erlebnis geschildert: wie in einem wohlstehenden Frankfurter Hause, als die Mitglieder gerade beim Nachmittagskaffee sitzen, plötzlich Rothschild angemeldet und nun im Handumdrehen ihm zu Ehren die ganze äußere Erscheinung der aufgeschreckten Familie auf die höchste mögliche Stufe hinaufgeschraubt wird und sich in dem ungewohnten Glanze so ungewöhnlich vorfindet, daß schließlich der gefeierte vornehme Gast der einzige Unbefangene ist oder wenigstens so zu thun versteht, als ob ers wäre. Ein ähnliches Thema behandelt ein anderer Aufsatz. Der berühmte Sir John Lubbock hat eine Plauderei „Über die Freuden des Lebens“ geschrieben, sie kostet sieben Schilling und ist binnen drei Jahren in sechzigtausend Exemplaren verkauft worden, weil in England der hohe Adel und die hohe Finanz Bücher kaufen, auch ohne daran zu denken, sie zu lesen, während in Deutschland nur der wenig kaufkräftige gebildete Mittelstand Bücher anschafft. Das Büchlein ist nicht nur nicht ungewöhnlich, sondern sogar recht oberflächlich; der Verfasser dieser Zeilen kaufte es auch einmal, schenkte es aber dann jemandem, dessen Optimismus leichter aufzufärben war, als der seine. Gildemeister trifft den springenden Punkt mit der einen Bemerkung, er müsse immer denken: Wie viel kostet das jährlich, Sir Johns Freuden zu genießen? Mit andern Worten: wem so zu helfen ist, dem geht es schon recht gut, und nun bekommen wir wirkliche Beobachtungen über Genießen und dessen sachliche und persönliche Abstufungen, über Glück, und wie vielerlei man darunter versteht, und die Ideale des berühmten Naturforschers verflachen sich eins nach dem andern zu recht unwesentlichen Ornamenten. So zuletzt der Professorenhimmel Lubbocks, wo sich die Seligen an der Lösung ihrer hienieden ungelöst gebliebenen Probleme erfreuen, ohne sich zu quälen, denn sie kämpfen nicht ums Dasein, oder sich zu langweilen, denn sie beschäftigen sich ja, während sein schärfer denkender Beurteiler meint: entweder wir gelangen erst nach Ablauf der Ewigkeit, also niemals, zur Erkenntnis der vollen Wahrheit, dann sind wir nicht viel besser dran als hier, oder früher, dann wäre wieder nichts gewonnen, denn was dann bis in alle Ewigkeit? Lubbock meint: von vorn anfangen. Was mich hindert, sagt dagegen Gildemeister, an die Möglichkeit einer ewigen Seligkeit in den Naturwissenschaften zu glauben, das hindert mich auch, den Schulreformern Vertrauen zu schenken,

die mir versichern, daß für Knaben und Jünglinge die Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Dingen wertvoller sei, als die Beschäftigung mit den Schöpfungen des Geistes in der Sprache und der Kunst. Der intelligenteste Mann einer großen Handelsstadt stimmt also darin noch mit Sokrates überein, daß man von Bäumen nicht soviel lernen könne wie von Menschen, oder, wie es Samuel Johnson einmal ausdrückte, daß wir nicht dazu da seien, das Wachstum der Pflanzen oder die Bewegung der Sterne zu beobachten.

Eine Anzahl der Aufsätze Gildemeisters (wir können aus dem reichen Inhalte hier nur einzelne Vertreter der Gattung vorführen) bezieht sich auf Politik und soziale Fragen. Roschers letztes Werk, die „Politik,“ wird besprochen: dem Bleibenden und sich immer Wiederholenden gegenüber, worauf eine solche Darstellung des politischen Naturgrundes beruht, weist der Verfasser auf die unbeständigen Größen der mannichfach wechselnden Geschichte hin. Die Menschen thun sich etwas darauf zu gute, wenn sie zu wissen meinen, es sei alles schon einmal dagewesen, und doch sind ihre praktischen Nutzenwendungen so verkehrt wie möglich, z. B. Prophezeiungen aus der französischen Revolution auf das heute Bevorstehende. Der praktische Diplomat kann darum auch aus der Zusammenstellung der konstanten Erscheinungen nichts lernen, während die Kenntnis der sehr verschiedenen Menschen seiner Zeit für ihn von Wichtigkeit ist. In der politischen Betrachtung ist die Gefahr, verschiedenartiges auszugleichen, größer als die, gleichmäßiges zu verkennen. Denn der Mensch verallgemeinert nur zu gern. Welchen Vorteil dennoch ein Buch wie das Roschersche hat, läßt man sich gern weiter von Gildemeister auseinandersetzen. Es wird z. B. der Fortschritt der Intelligenz erkannt aus den natürlichen Grundlagen der sich ändernden Geschichte. Roscher glaubt an diesen Fortschritt, andre thun es nur sehr bedingt, wie z. B. Ranke, der noch weniger dem „Moralischen Kapitel“ Gildemeisters zustimmen würde. Aber das ist Sache der Weltanschauung. Gildemeister findet, daß zwar nicht die einzelnen Menschen moralisch besser geworden seien, wohl aber die öffentliche Anschauung in moralischen Dingen sich gehoben habe, er findet dafür auch bei Roscher Anhaltspunkte. Unsrer persönliche Meinung darüber hat für den Leser keinen Wert; in methodischer Hinsicht möchten wir jedem einzelnen empfehlen, auch immer fein säuberlich zu unterscheiden zwischen Moral und äußerer Wohlstandigkeit.

In dem Aufsätze „Sargon“ werden wir aufmerksam gemacht auf den Ausdruck „sittlich,“ der, in Bezug auf materielle und wirtschaftliche Dinge angewandt, meistens nichts anderes sei, als was der Titel des Aufsatzes bedeutet. Vortrefflich! Nichts ist nämlich leichter, meint der Verfasser, indem er auf den Evangelisch-sozialen Kongreß hinweist, als die sozialen Fragen, denen wirtschaftlich schwer beizukommen ist, von dem Standpunkte der Sittlichkeit zu beleuchten. Der soziale Thatendrang sucht sich den leichtesten Ausweg und

gleitet, wie die Elektrizität, an der Stange des sittlichen Pathos bequem in den Erdboden. Es hat auch unsern vollen Beifall, wenn wir weiter hören, wie durch solche irreleitenden Phrasen dem Arbeiter in den Kopf gesetzt wird, seine Thätigkeit, die doch zuletzt auf dem berechtigten eignen Interesse beruht, sei etwas besonders würdiges und verdienstliches, woraus sich dann seine gesteigerten Ansprüche von selbst ergeben. Und die klassische Nationalökonomie Adam Smiths, die „trostlose Wissenschaft,“ wie sie vor fast fünfzig Jahren der einflußreiche Romantiker Ruskin nannte, weil sie ihn nicht zu erheitern vermochte, wie seine alten Bilder und Volkslieder, hat ohnehin zu viel Wert gelegt auf die grobe Handarbeit; wir erhalten bei diesem Anlaß einen Hinweis auf die Geschichte der entgegengesetzten Begriffe (geistige Arbeit, Unternehmergewinn usw.) in der Form der allerleichtesten Unterhaltung, und äußerlich wenigstens scheint plötzlich the dismal science verwandelt in la gaie science durch einen Künstler des Wortes.

Aber einstweilen mögen uns noch seine Gedanken ein wenig beschäftigen. Der Verfasser ist, was sich bei ihm von selbst versteht, Freihändler, und politisch sowohl wie kirchlich ist er sehr freisinnig. Zwei Aufsätze, „Praktisches Christentum“ und „Christliches und Unchristliches,“ bringen viel interessantes über soziale Dinge. Der Verfasser ist gegen die Zwangseinrichtungen des Staats in Bezug auf Versicherung, er hält die freie Methode für richtig, obwohl er zugeben muß, daß sie langsam arbeitet. Das ist ja nun nicht neu, denn zahlreiche Menschen denken ebenso, aber doch wichtig, denn Bildemeister zählt für seine Person mehr als viele. Was unsre Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist seine Kritik der heutigen Bezeichnungen für derlei Sachen. Wenn wir in dem Aufsatz über den „Sargon“ lesen, auf besagtem Kongreß habe ein Generalsuperintendent einen Antrag gestellt, dahin zu wirken, „daß die Arbeitgeber den sittlich ebenbürtigen Wert der Arbeit anerkennen, die Arbeiter aber in ihr einen sittlichen Beruf erblicken lernen,“ so denken wir uns sowohl dies wie den Herrn Generalsuperintendenten, so oft er vorkommt, mit einem feinen Lächeln, wenns möglich wäre, geschrieben. Etwas verdrießlicher klingt es, wenn es in einem der beiden andern Aufsätze beinahe als Unfug angesehen wird, daß man seit zehn Jahren die Arbeitergesetzgebung unter das „praktische Christentum“ rechnet. Ja, meint Bildemeister, wenn das die Mittelparteien und Protestantenvereiner sagen, die sich das Christentum nach ihrem Bedarfe zurecht machen, so hat das etwas für sich. Aber die kirchliche Richtung, die Orthodoxen, für die es in Sachen des Glaubens heißt: was geschrieben ist, das ist geschrieben, die haben doch kein Recht, als Sozialpolitiker plötzlich Deutungen und Anpassungen an das geänderte praktische Leben vorzunehmen und zu behaupten, was der Staat thut und wozu er sie zwingt, sei in ihrem Sinne und sei praktisches Christentum. Die sollen auch praktisch Ernst machen und ihre Güter hergeben, wie es Christus vorschreibt usw.

Der Verfasser reiht nun eine scharfe und interessante Beobachtung an die andre. Er verlangt von seinem Leser gewissermaßen das Zugeständnis, daß er Recht habe. Wollten wir daraufhin sagen: ich begreife den Standpunkt bei dem „Milieu“ des Verfassers, so könnte sich das einem so bedeutenden Manne gegenüber ausnehmen wie eine triviale Umgehung der Hauptsache, auf die er das Wort anwenden könnte, das er für die Orthodoxen bereit hat: „Mit dieser Entschuldigung lasse ich sie nicht passiren.“ Wir wollen darum von unsern persönlichen Bedürfnissen aus nur etwa folgendes anzuführen versuchen: die theologischen Mittelparteien und den Protestantenverein brauche ich das ganze Jahr nicht; so oft ich mich aber mit meinen Gedanken in das Übernatürliche begeben, scheint mir etwas Mystik oder, was der Verfasser Orthodoxie nennt, von nöten. Seine Methode ist gut und scharf, aber hier versagt sie, denn das menschliche Gemüt ist kein Präzisionsapparat. Und wenn sich Menschen, die sich sonst hassen und zanken, einmal in etwas praktischem vereinen, so freue ich mich, wenn ich auch vielleicht für ihren Verein noch einen passenderen Namen wüßte.

Alle Aufsätze Gildemeisters handeln nebenher und zwei von ihnen ausdrücklich über die Sprache. Gildemeister ist bekannt als geschmackvoller und vielseitiger Übersetzer. Seine Übersetzung von Byrons Don Juan darf man ein kleines Wunderwerk der Übertragungskunst nennen. Als ich sie zum erstenmale las, war ich ganz überrascht von dem Eindruck; ich hätte nie vorher gedacht, daß so etwas eine Übersetzung leisten könnte. Wer so etwas fertig bringt, der ist ein Künstler in der Sprache. Gildemeisters Prosa scheint nach jenem Rezept Schopenhauers gemacht. Sie ist so einfach, und sein Ausdruck so treffend, daß man meint, man könnte sich gar nicht anders ausdrücken. Ja, aber! Darin liegt eben das Geheimnis der Kunst. Er hat auch gleich die Bedeutung des Wustmannschen Buches: „Allerhand Sprachdummheiten“ erkannt und giebt uns dazu schöne Beiträge seiner eignen Art, die Sprache zu behandeln.

Gildemeister ist Politiker und Jurist, Mensch unter Menschen und ein Sprachkenner wie der beste Fachmann. Seine Essays enthalten einen Schatz von Weisheit und geben zugleich das Muster in Bezug auf die Form der Mitteilung. Er hat sein eignes selbständiges Sprachgefühl, das ihn auch bei besondern Wendungen richtig leitet. Wir haben nur einen einzigen Fehler bemerkt, den „ungefähren Sinn“ (S. 224), was wir nur deswegen anführen, weil ausdrücklich dort über die Gattung des Fehlers gehandelt wird, man also sieht, wie tief dem Deutschen die Inkorrektheit im Blute liegt. Wir sehen erwartungsvoll den hoffentlich noch recht vielen folgenden Bänden entgegen.

